

**Zeitschrift:** Solothurnisches Wochenblatt

**Herausgeber:** Franz Josef Gassmann

**Band:** 4 (1791)

**Heft:** 20

**Artikel:** Etwas sehr Altes in den Wind

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-820235>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Solothurnerisches Wochenblatt.

Samstags den 14ten May, 1791.

N<sup>o</sup>. 20.

## Etwas sehr Altes in den Wind.

Tu si heic esles, aliud sentires. Terent.

Der Perser König Darius wollte von Alexander den Frieden um zehntausend Talente samt der Hälfte von Asien verhandeln. Wenn ich Alexander wäre, sagte Parmenio, so würd' ich die Bedingungen eingehen. Auch ich, erwiderte der Macedonische Held, auch ich, wenn ich Parmenio wäre.

Diese alte, oder wie man will, diese neue Anekdote hat man von jeher als einen Beweis von Alexanders großer Seele aufgestellt, und ich habe für ihn nichts dagegen; aber das wundert mich doch ein wenig, daß man diese Antwort bis dahin noch niemals angesehen habe für die bündigste und kräftigste Wiederlegung von jener Art Leute, die einem immerdar auf dem Halse sind, und tagtäglich in die Ohren schreien: Wenn ich dich wäre, so thät Ich dieses oder jenes, das oder dieß!

Doch nein, wozu die Verwunderung? Diese Art Leute sehen oft den Wald vor lauter Bäumen nicht! Man hat sich so sehr daran gewöhnt, sein liebes Ich in allen Gelegenheiten oben an zu setzen, und zum Muster des Thuns und Lassens jeder Menschen aufzustellen, daß man dem einfältigsten Spruche, der deutlichsten Sache von der Welt

gehentausendmal eher einen versteckten, tiefen, feinen Sinn unterschieben, als eine Auslegung annehmen wird, die so erzdumm ist, uns aus unserem Verjährungsrecht vertreiben zu wollen.

Aber, in Gottes Namen, mag man mich nun steinigen oder mit Roth bewerfen, so muß ich doch heute so grob und so dummi seyn, Mir selbst und meinen Lesern zu sagen, daß der Sinn von Alexanders Antwort kein anderer war als der, den Terenz auf Latein also ausdrückt: *Tu si heic eses, aliud sentires*; zu deutsch: Wenn du in meiner Haut stektest, so würdest du ganz anderst denken. Ich muß so einfältig seyn zu gestehen, daß Alexander recht hatte.

Man wird leicht und ohne Brille einsehen, daß ich bey dieser kritischen Untersuchung also nicht werde stehen bleiben, sondern daß ich nach meiner Denkungsart auch ein Wörtchen werde sagen müssen über diesen sehr allgemeinen Fehler selbst, über diese höchstunkluge Gewohnheit, sich nie in die Lage dieses oder jenes Menschen selbst zu versetzen, wenn wir ihm die Ehre anthun ihn zu befristeln, zu bewizeln und durchzuhochlen, oder wenn wir uns herablassen ihm unsern wohlgemeinten Rath umsonst oder Ungratis zu ertheilen.

Es war einmal ein Edelmann, der hatte ein Paar herrliche Stiefeln; Zuschnitt, Wichse, Leder, Arbeit, alles war auf dem Gipfel des neuesten Geschmackes, der neuesten Mode; und dennoch ließ er sie in einem Winkel unter Staub und Asche vermodern, ob er gleich für sein Leben gern gestiefelt einhergieng. Desß lachten nur die Narren und Schöpse in der Nachbarschaft, und stekten ihre Köpfe zusammen, und guften einander an,

und thåten ihr Maul auf, und sprachen: Wer ist doch der Narr, der so gern gestiefelt einhergeht, und siehe er hat die schönsten Stiefeln von der Welt, und läßt sie in einem Winkel unter Staub und Asche vermodern. Und dieses und anderes Geschwätz war viel in der Nachbarschaft, Herrschaft, und Fraubasenschaft des ganzen Quartiers, in welchem wohnen thät der Edelmann, der so gern gestiefelt war. Und mit der Zeit geschah, daß die Mähre auch zu seinen Ohren kam, da ließ er eine herrliche Mahlzeit bestellen, und schickte seine Bedienten aus, und ließ die Leute all einladen zum herrlichen Mahl; und als man genug gegessen hatte und getrunken, da brachte ein Diener die herrlichen Stiefeln, die in dem Winkel vermoderten. Der Edelmann nahm einen davon, und hub ihn in die Höhe, und sprach: P. p. Ihr lieben Leute, ihr habt alle Recht, die Stiefeln sind nach dem neuesten Geschmack, und alles daran ist ohne Tadel und Mackel; aber deswegen bin ich doch kein Narr, daß ich sie nicht tragen mag, denn sie sind Meinen Füßen nicht recht. — Deswegen wurden nun einige roth, andere grün, und andere gelb; aber seit dieser Zeit tadelten sie ihn nicht wieder wegen der Stiefeln, sondern sie giengen hin, und machten das Sprichwort: Es weiß ein jeder selbst am besten, wo ihn der Schuh drückt.

Ich bin eben kein Ausdeuter, und wenn ich es heute seyn wollte, so würd' ich gerade in den Strudel mich verwickeln, aus dem ich andre herauswinden will: aber so viel denkt' ich, sey doch auch daraus einleuchtend, daß es die gleiche Stiefeldummheit beweise, wenn man sich verwundert, warum der oder dieser seine so schöne, so gute Frau nicht genug liebet, warum der sich lieber auf Philosophie als auf den Kornhandel verlegt, und warum

Jener eine herzlichere Freude an bürgerlichen als an adelichen Freuden hat. Es weiß ein jeder selbst am besten, wo ihn der Schuh drückt.

Und dennoch, wie allgemein ist nicht dieser Fehler verbreitet? Geht in die nächste die beste Gesellschaft — was sagt man da? — Was doch der Mann für ein Esel ist, ich wollte Geld zu fressen haben, wenn ich ihn wäre — Eh der alte Schindhund! an seiner Stelle ließ ich mir wohl seyn, und die Welt könnte mir — — Das ist doch unbegreiflich, wie der Narr so verliebt seyn kann: was Teufels, hat er denn keine Augen? — Ja Ich sollte sein Vater seyn, ich wollt' ihn schon kurieren, daß er an Gott glauben lernte. &c. &c. — Wenn man diese und andere noch weit unsinnigere Reden und Selbstüberdurchungen höret, wenn man sehen muß, wie ein Kerl, der nicht einmal buchstabieren kann, den Staat zu verwalten, und Welttheile zu erobern, einem Sully und Cäsar lehren will — wem müste nicht im Grimme der Gedanke einfallen des Edelmanns Erieffelhölzer zu ergreifen, und Vernunft den Kerls allen einzuprügeln?

Als ich in dem Alter war, wo man laut alten Herommens einen Beruf erwählen muß, da rieh mir A. ein Schneider, B. ein Doktor, C. ein Schuster, D. ein Krämer, und Frau E. ein Pfarrer zu werden. Nun das war alles gut; denn jeder rieh mir aus Herzensgrund das, was sich für ihn am besten geschickt hätte. Aber es fiel keinem ein, weder meinen Verwandten noch Freunden, selbst denseligen nicht, die immer über schlechte, untaugliche Bürger klagen, und zu ihrer Ausbildung in den Jünglingsjahren nicht einen väterlichen Kreuzer hergeben wollen, keinem von allen fiel der einfältige

Gedanken ein, mir mit etwa 10 Louisdors unter die Arme zu greifen, um von diesen vorgeschlagenen Handwerken nur Eines ehrlich erlernen zu können. — Was hat dies für Folgen? Man bleibt ein Laugenichts, und nimmt zu seiner Zeit ein Weib, nicht in der Absicht, den Staat mit nützlichen Bürgern zu vermehren, sondern blos um nicht selbstmörderisch verhungern zu müssen. — Aus Hundertern werden neun und neunzig hier denken: Auch mich hat der Schuh da gedrückt. — Ich für mein Theil trage Stiefel, Jahr aus, Jahr ein!!! — Au weh!!! „O, „es ist nur ein Hühneraug, das Sie schmerzt.“ — Meinen Sie, Hr. Doktor? Sonst hätt' ich fast geglaubt, der verschüttete Stiefel da — —

Woher, meine Brüder, woher so viele Feindschaften, Groll und Hader? Woher so viele eingebildete Krankungen, die uns so wehe thun, und unser Leben mit unaufhörlichen Klagen verbittern? Woher der beständige Seufzer, daß die Erde das Tollhaus des Universums und der Auswurf der Hölle sey? Woher die frevelhafte Gedanke, Gottes Ebenbild, den Menschen von Grund aus böse zu halten? Daher, weil wir alles in unser Ich verschlingen wollen, weil wir alles nach unsrer Elle messen, und uns nie begehn lassen, daß andere Menschen auch ihr Ich auch Ihre Elle haben. Wenn wir unsre Mitbrüder in jeder Handlung studierten, wenn wir an ihnen nicht nur das Abstrakte, das allgemeine, sondern die Individualität betrachteten, so würden wir finden, daß der Mensch von Natur ein gutartiges Geschöpf sey; wir würden sehen, daß auch die gesellschaftswidrigste Handlung nicht allemal aus einem absolutbösen Willen entsprungen sey; daß dies oder jenes bittere Wörtchen nicht so böse gemeint war; daß diese oder jene Klatsherey nicht vom schwarzen Neide, son-

vern von Langeweile eingegangen ward; wir würden einsehen, daß all das Böse, worüber wir uns aufhalten, meistentheils nur das Werk des Irrthums, der Unwissenheit, der Trägheit, und Sinnlichkeit sey. So würden wir unsre Mitbrüder entschuldigen lernen, und unser Leben im größten Sturm der Drangsalen versüßen können mit dem holden Gedanken: Die Menschen meynten es doch nicht so böse! Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen ja nicht, was sie thun.

Eben dieser trostreiche Gedanke, diese Frucht des individuellen Menschenstudiums, würde auch das triftigste Mittel seyn die Liebe des Nächsten in uns zu erwecken, zu beleben, und zur mächtigsten Triebfeder unsrer Handlungen zu machen. Was uns gut dünkt, das müssen wir lieben, und wem die Menschheit im Gewande der Gutartigkeit erscheinet, wer sich gewöhnt hat, sie als ein holdes Naturkind voll Naivität zu betrachten, der muß von ihr enzückt werden, und ihrer kleinen Fehler ungeacht, wie Newton den Hut abziehn, so oft er ihren Namen ausspricht.

Woher so viele alberne Projekte? Tolle Beurtheilungen, schiefe Verläumdungen? Hirnlose Räthe? — Daher, weil Mendelssohn recht hat, uns Buchstabenmenschen zu nennen; daher weil wir uns noch nie es haben einfallen lassen, den Menschen, seine Lage, seine Ichheit zu studieren, eh wir es wagten ihn zu beurtheilen, ihm zu ratthen, ihn glücklich machen zu wollen. Wo trachtet man aus diesem Gesichtspunkte die Menschen zu ergründen? Alles räsonniert, abstrahiert und kontempliert — aber wenige sind im Stande mit moralischer Gewissheit anzugeben, was dieser oder jener Mensch, mit seinem Individuellen Charakter, in diesen oder jenen Umständen thun oder lassen wird. Wir wähnen uns im Besitze der Menschenkennniß

zu seyn, wenn wir ein Kompodium der Antropologie auswendig herplappern können, und wären beynahe im Stande bey Erblickung eines Iroquesen zu fragen: Ist dieser wohl auch ein Mensch?

Menschenkenntniß! Menschenstudium! schrey' ich immer, und werd' es noch öfters schreyen, ohne dich hat noch nie ein großer Mann gelebt! du allein dringest ins Mark der Dinge, lehrest uns Menschenliebe, giebst uns Zufriedenheit hienieden; du allein zeigst uns den Weg, auf dem wir diesen oder jenen Menschen aus unsrer Mitte aus seinem Wahn, seiner Trägheit oder Unwissenheit locken können; du allein giebst uns die Mittel an die Hand, mit deren Hilfe wir ihn, und zwar ihn allein, in diesen Umständen, zu einem guten, nützlichen, vollkommenen Wesen nach seiner Individualität heranzubilden im Stande sind; du allein zerstörtest in uns jenes tollpische Maulaufreissen der Verwunderung, jenes hämische Necken und Witzeln, wenn ein Mensch nicht gerade nach unsrer Kaprice handelt. Du allein endlich erstickest in uns den Keim der Ungerechtigkeit, andere in unser Ich umschmelzen zu wollen, und auszurufen mit König Alphon-  
sus: Wäre Ich Gott gewesen, ich wollte eine andere Welt erschaffen haben.

### Nachricht.

Ein Fremder verlangt auf künftigen Markt ein Magazin zu empfangen, an einem gelegnen Ort; und wo ihm dasselbe anständig, so wird er für mehrere Märkte accordiren. Im Berichtshaus zu erfragen.

### Gantien.

Konrad Hammer der äußere Müller von Olten.  
Hans Häagi der sogenannte Kühehans von Nunningen,  
Vogter Gilgenberg.